

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 112.

Berlin, Sonnabend den 18. September

1847.

Frankreich.

Ein Denkmal der Herzogin von Praslin.

Ein Denkmal, ein wahrhaftes Ehrendenkmal, das sie sich selbst gesetzt, sind die Briefe und Tagebücher, welche Fanny Sebastiani, Herzogin v. Praslin, hinterlassen. Zunächst für die Mitglieder der Pairskammer, die über den Herzog von Praslin zu Gericht sitzen sollten, war eine Sammlung dieser Briefe und zerstreuten Blätter, die sich in den Schreibpulten des Herzogs und der Herzogin in Paris, so wie auf ihren Schlössern in Melun und Praslin, fanden, als Manuscript gedruckt worden. Aus dieser Sammlung ist Mehreres in die französischen Zeitungen übergegangen, das, so wie alles Uebrige, was aus der Feder der Herzogin geflossen und über ihr unglückseliges häusliches Verhältnis Auskunft giebt, in größeren Kreisen bekannt zu werden verdient, weil dadurch der edeln, vielgeprüften Seele eine öffentliche Genugthuung wird, während das strenge Wort, das der Herzog Pasquier, als Präsident des Pairshofes, über die Berruchtheit der Gesinnung wie der Handlungsweise des Mörders ausgesprochen, seine vollständigste Rechtfertigung in diesen Aeußerungen der Gemordeten findet.

Die Briefe, die übrigens auch durch Gedanken und Styl so ausgezeichnet sind, daß sie, abgesehen von dem tragischen Interesse, welches sie gewähren, als werthvolle Erzeugnisse eines gebildeten Geistes aufbewahrt zu werden verdienten, beginnen, so weit sie uns vorliegen, mit einem Schreiben ohne Datum, das noch an den Marquis v. Praslin adressirt war, also aus einer Zeit stammt, wo dieser den Titel seines Vaters, welcher am 28. Juni 1841 starb, noch nicht geerbt hatte. Dieses Schreiben ist noch voll der innigsten Zärtlichkeit, und dem kalt und unempfindlich gewordenen Gemahl gegenüber klagt sich die allzugewissenhafte Gattin selber an, indem sie ihren kleinen Aufwallungen und ihrer Finneigung zur Eifersucht die Schuld beimißt, daß er sich von ihr entfernt habe. Sie beschwört ihn, zu ihr zurückzukehren und ihr gemeinsames häusliches Glück nicht zu zerstören. „Wir sind noch sehr jung, Theobald,“ beginnt sie, „wir wollen uns daher nicht Beide zur Isolirung verurtheilen.“ „Was!“ ruft sie aus, „wir lieben uns, wir sind Beide reinen Sinnes, und wir sollten dem Geiste wie dem Herzen nach getrennt von einander leben! O, laß doch Dein Herz nicht durch ein wenig Eigenliebe zum Schweigen bringen; ich schwöre Dir zu, daß ich nur nach Deiner Zärtlichkeit, Deinem Vertrauen strebe; ich will die liebende, aber passive Hälfte Deines Lebens seyn.“ . . . „Du suchst Zerstreungen,“ fährt sie fort, „aber bist Du in der That glücklich? O nein, mein Freund, man ist es nicht mit einem Herzen wie das Deinige und einem Leben, wie wir es führen. . . . Mein Bielgeliebter, wessen klagst Du mich an, wenn es nicht meine Argwöhnungen und meine Aufwallungen sind? Hat aber nicht jedesmal der kleinste Beweis Deiner Zärtlichkeit hingereicht, die einen wie die anderen zu unterdrücken? O, gib Deiner Aufgeregtheit, Deiner Empfindlichkeit nicht nach, sey nicht unerbittlich. Mein Herz bricht sonst, Theobald! Mitleid, ja Mitleid mit der, die Dich liebt! . . . Mein Freund, mein Bielgeliebter, o wenn Du wüßtest, mit welcher Lust ich heute Abend Deinem Vater zuhörte, als er Dir Lobprüche erteilte, als er sein Erstaunen über das aussprach, was Du Alles kannst, wenn Du nur willst. Ja, ich war glücklich und stolz, aber ich — ich war nicht erstaunt darüber, denn ich weiß es ja seit langer Zeit, wie groß Dein Werth ist. Deine Frau ist zu stolz auf Deine Erfolge, zu glücklich darüber, als daß sie nicht verdienen sollte, auch Deinen Kummer und Deine Sorge zu theilen. . . . Hast Du mich jemals, zu irgend einer Zeit, einem Vergnügen den Vorzug geben sehen, wenn ich das Glück haben konnte, Dir nahe zu seyn? Und gleichwohl bist Du im Grunde vielleicht eifersüchtiger als ich. Gott weiß, wie weit Dein Argwohn in dieser Beziehung geht, denn ich kann mir sonst nicht denken, welchem Motive ich Deinen geheimen Kummer zuschreiben soll. . . . Das Leben ist so kurz, mein Bielgeliebter, und es ist schon so lange her, daß wir uneins, getrennt sind. Bald werde ich es nicht mehr wagen, Avancen zu machen, die stets zurückgewiesen werden, wie meine Liebkosungen; in Deinem Charakter liegt es ja nicht, den ersten Schritt zu thun, und so wird unser jetziges Verhältnis zur Gewohnheit werden. Deine Frau wird Dich zu sehr fürchten, um noch einen Versuch zu machen, und so wird das Leben hingehen: Du wirst nicht glücklich seyn, und Deine Frau wird vor Gram sterben. O, kehre zurück, zurück zu ihr!“

Dieser erste Brief scheint uns um mehrere Jahre älter, als die in der Sammlung folgenden, welche mit dem Jahre 1840 beginnen; dafür spricht

nicht allein die Bemerkung: „wir sind noch sehr jung“ *) sondern auch die darin herrschende Liebesgluth, die noch nicht durch die traurigen Erfahrungen der nächsten Jahre abgekühlt war. Der zweite, vom 21. März 1840, ist schon voller Resignation, und wenn auch hin und wieder noch Hoffnungsstrahlen durchblicken, thut sich doch der Zweifel, das Glück der Häuslichkeit jemals wieder hergestellt zu sehen, schon in tiefen Schmerzenslauten kund. „So lange ich,“ schreibt sie ihrem Gatten, „noch die Hoffnung einer Wiederannäherung, einer Ausöhnung hegte — und ich hatte deren noch vor kurzem sehr viele — schwebte ich beständig zwischen Freude und Furcht, was mich zuweilen zu launenhaften und bitteren Aeußerungen trieb, jetzt aber, wo das Opfer vollendet ist, können Sie ruhig seyn. Unseren Kindern, den Leuten, der Familie und der Welt gegenüber soll Nichts Sie verklägen, daß Sie mein Glück vernichtet haben. . . . Wir sind getrennt, und obwohl es bereits drei Jahre her sind, daß wir so leben, als ob wir es wären, so blieb doch die Hoffnung; der gestrige Tag hat auch diese getödtet.“

Es folgen nun eine Reihe von Blättern aus einem kleinen, eingebundenen und mit einem Schlosse versehenen Buche, auf dessen erster Seite die Worte standen: „An meinen Gatten, den Herzog v. Praslin. (Für ihn allein.)“ Zweimal, schreibt sie, habe sie die bereits mit ihrem Kummer bedeckt gewesenen Blätter ausgerissen und verbrannt, weil doch immer wieder ein Augenblick der Hoffnung zurückkehrte und sie dann keinen Zeugen ihrer Verlassenheit und ihres Schmerzes mehr haben wollte. Aber nun habe ihr der Gatte auch die Kinder weggenommen: dies könne sie sich nicht durch seine Gleichgültigkeit, ja nicht einmal durch seinen Haß, sondern nur durch seine Verachtung erklären, und dieser wolle sie durch Niederschreiben ihrer Gedanken entgegentreten. „Meine Kinder!“ ruft sie, „kannst Du glauben, daß ich sie verderben werde? Du weißt ja, daß mein Herz und mein Leben rein sind, und Du weißt ja, daß es wenige Mütter giebt, die, welche Schuld auch auf ihnen lasten möge, eines solchen Verbrechens fähig wären!“ Sie ruft ihm die Erinnerung an den im vorigen Jahre erfolgten Tod seines Vaters zurück, bei welcher Gelegenheit er einen Augenblick zur Besinnung zurückgekehrt zu seyn scheint, indem er es aussprach, ein neues Leben beginnen zu wollen, aber die Freude war von kurzer Dauer: bald fiel er in den alten Stumpf sinn wieder zurück, in welchem er die große Seele dieser Frau entweder nicht zu würdigen vermochte oder auch aus Furcht, vor ihr „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ zu erscheinen, nicht würdigen wollte. Die arme Frau täuschte sich immer von neuem, denn sie täuschte sich gern, mit der Hoffnung, daß er sie im Herzen doch noch liebe und sein Gefühl nur zu unterdrücken suche. Erst als er anfing, seine sinnlichen Zerstreungen nicht mehr bloß außer dem Hause zu suchen, sondern auch mit der Souveränität der eigenen Kinder in ein unsittliches Verhältnis zu treten, da gingen ihr die Augen völlig auf, und sie erkannte den geist- und herzlosen, nur von der Sinnenlust noch in Bewegung gehaltenen Menschen in ihm. „Wie er doch verändert ist!“ heißt es in einem ihrer Tagebuchblätter. „Immer ist er traurig, mürrisch, unzufrieden mit aller Welt, mißtrauisch gegen Jedermann und über die geringfügigsten Dinge ärgerlich. Man sieht, hier rächt sich das Gewissen. Ich, die ihn so sehr geliebt, ich vermag ihn kaum noch zu erkennen; es kommt mir oft vor, als wäre es nicht mehr derselbe Mensch. Das ist die Frucht des Mangels an religiösen Grundsätzen und sittlichen Ideen, das die Frucht des Müßigganges und der Trägheit. Er war zu etwas Besserem bestimmt: denn der Keim des Guten lag in ihm; aber wenn es in unserer Jugend veräumt wird, in uns einen weiten und tiefen Blick für die Dinge, den Enthusiasmus für das Große, auszubilden, dann vegetiren wir im Leben fort, bis die aller Spannkraft entbehrenden Geisteskräfte erloschen und die Materie allein an ihre Stelle getreten ist.“

Zum erstenmale erwähnt sie der Dlle. Deluzy in einem vom 24. Januar 1842 datirten Blatte. „Du hast mir meine Kinder entrißen“, schreibt sie, „um sie einer leichtfertigen Person anzuvertrauen, die Du kaum kanntest; Du hast ihr die Erfüllung aller meiner Pflichten, alle meine Freuden, alle meine Autorität überlassen. Sie hat das Recht, über mein theuerstes Besitztum, über meine Kinder, zu verfügen; sie ist meines Gatten Gefährtin, die das Recht sich erworben, zu jeder Stunde, unter allen Umständen in dasjenige Zimmer einzutreten, in welches ich, Deine Frau, die Mutter Deiner Kinder, nicht mehr das Recht habe, zu kommen, selbst wenn Du krank bist.“ — Unterm 23. April 1842 schreibt sie, Dlle. Deluzy habe die edle Dreistigkeit gehabt, ihr zu sagen: „Ich bedaure, gnädige Frau, daß es mir nicht möglich ist, als Vermittlerin zwischen Ihnen und Herrn v. Pras-

*) Die Herzogin war im Jahre 1807, er im Jahre 1805 geboren.